

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Bilderbuch für Kinder, enthaltend: eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Mineralien, Trachten, und allerhand andern unterrichtenden Gegenständen aus dem Reiche der Natur, ...

alle nach den besten Originalien gewählt, gestochen, und mit einer kurzen
sowohl, als auch erweiterten wissenschaftlichen, und den
Verstandeskräften eines Kindes angemessenen Erklärung begleitet

Bertuch, Friedrich Justin

Rumburg, 1809

Die Landkrabbe

[urn:nbn:de:bsz:31-263269](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-263269)

D i e L a n d k r a b b e .

(*Cancer ruricola.*)

Die Farbe dieses Krebses ist verschieden; daher die abwechselnden Beynamen. Er ist bald schwarz oder violet, bald ganz roth; einige sehen auch weiß oder gelb aus, mit rothen, blauen oder grünen Schattirungen. Meistentheils sind die Farben ausnehmend schön. Das Schild ist glatt und 4 bis 6 Zoll breit; auch die Scheeren sind glatt; die beyden letzten Gelenke der Füße aber sind mit Dornen besetzt.

Man findet sie in unbeschreiblicher Menge auf den westindischen Inseln, und auch auf dem benachbarten festen Lande. Sie sind ihrer Wanderung wegen berühmt.

Eigentlich bewohnen sie die gebirgigen und vom Meere entfernten Gegenden, wo Waldungen und Erdhöhlen sind. Sie graben sich auch wohl selbst Löcher in die Erde, und suchen die Höhlen unter den Baumwurzeln und die Felsenrizen auf. In den Monaten April und Mai verlassen sie ihre Wohnplätze, und begeben sich zu Millionen nach dem Meeresufer hin. Da, wo sie ziehen, ist das Land auf weite Strecken ganz von ihnen bedeckt, und Reisende versichern, daß sie so dicht neben einander kriechen, daß man kaum einen Fuß fortsetzen könne, ohne auf einige zu treten. Sie ziehen in gerader Linie fort, ohne sich durch einen übersteigbaren Gegenstand abhalten zu lassen. Liegt ein Hügel, ein Baumstamm oder sonst etwas Aehnliches ihnen im Wege, so steigen sie darüber hin. Wenn sie auf eine Wohnung stoßen, so versuchen sie erst darüber zu steigen, ehe sie dieselbe umgehen. Wenn sie einen Fluß antreffen, so müssen sie ihre Richtung längs demselben nehmen.

Sie laufen nicht etwa, wie man glauben sollte, durch einander hin, sondern marschiren in abgemessener Ordnung Bataillonweise. Gewöhnlich formirt der ganze Zug 3 Cohorten. Die erste besteht aus den stärksten und kühnsten Männchen, welche voran gehen, die Wege bahnen, und den äußersten Gefahren Troß bieten. Die Weibchen machen den größten Zug aus. Auch sie marschiren regelmäßig in einer fünfzig Schritt breiten und oft

3 englische Meilen langen Colonne, und zwar so gedrängt, daß sie den Boden fast gänzlich bedecken. Drey oder vier Tage darauf, wenn die beyden ersten Cohorten abgezogen sind, folgt die Arriergarde, die aus einem undisciplinirten Trupp von Männchen und Weibchen besteht.

Ihre Bewegung ist, wie man denken kann, langsam. Sie bedürfen eines feuchten Erdbodens, um bequem zu marschiren, daher liegen sie gewöhnlich am Tage still, und sehen nur des Nachts, wo es stark thauet, ihre Reise weiter fort. Regnet es am Tage, so machen sie sich gleichfalls weiter. — Wenn sie auf einen Gegenstand stoßen, der ihnen gefährlich zu seyn scheint, so laufen sie auf einmal in Unordnung zurück, halten ihre Scherren in einer Art von drohender Stellung in die Höhe, und machen auch wohl ein Geräusch damit, als wollten sie dem Feinde ein Schrecken einjagen. — Sie selbst verfahren grausam mit einander. Verliert ein Wandrer unter ihnen zufälligerweise einen Fuß, oder leidet sonst Schaden, wodurch er am Fortgehen gehindert wird, so fallen seine nächsten Nachbarn sogleich über ihn her, fressen ihn auf, und sehen alsdann den Weg weiter fort.

Endlich kommen sie nach einem langen und beschwerlichen Marsche am Meeresufer an, nachdem viele von ihnen unterwegs ihr Leben verloren. Sobald sie am Ufer sind, gehen sie dicht ans Wasser, und lassen die Wellen einigemal über ihrem Körper hinwegspühlen. Nun ziehen sie sich wieder nach dem Lande zu. Während dieser Zwischenzeit kommen die Eyer zur Reife, welche nicht, wie bey andern Krebsen, unter dem Schwanze ihre Fortkommenheit erreichen, sondern im Leibe selbst bleiben. Fühlt der Krebs, daß seine Eyer zum Ablegen reif sind, so geht er nochmals ins Wasser und überläßt sie den Wellen und der Pflege der Natur.

Die Menge der Eyer, welche diese Krebsen in die See legen, ist unermesslich. Jedes Weibchen gibt einen Büschel von sich, der beynabe so groß ist, wie ein Hühnerrey. Einige derselben sind vollkommen von dieser Größe. Diese ungeheure Menge würde bey dem Ausschlüpfen nicht Platz am Strande finden, wenn sie nicht von Fischen, welche um diese Zeit, wie gerufen, dem Strande zufliehen, in Menge weggefressen würden. Man weiß nicht, ob man die sonderbare und höchst beschwerliche Reise der Krebsen aus den Gebirgen nach dem Meere, oder das instinktmäßige Herbeyleiten der Fische nach ihrer gewohnten Nahrung mehr bewundern soll. Beydes sind höchst wunderbare Phänomene.

Bald nachdem die alten Krebsen sich von der Seeante entfernt haben, werden die Eyer im Sande von der Sonnenwärme ausgebrütet, und man sieht nun das Ufer von Millionen jungen Krebsen wimmeln. Sie halten sich nicht lange am Meere auf, sondern ziehen Haufenweise, gleich als ob sie des Weges gewohnt wären, Landeinwärts nach dem Gebirge

zu. Die alten Krebse hingegen zerstreuen sich meistens in die Niederungen, graben sich Löcher in die Erde, bedecken die Oeffnung mit Schlamm und Blättern, und streifen hier ihre alte Haut ab. Sechs Tage lang sind sie ganz todt. Sie liegen während dieser Zeit ohne alle Bewegung, und werden dennoch sehr fett. Ist endlich die Schale hart genug, so treten sie die Rückreise nach dem Gebirge wieder an, wo indeß viele ihrer ehemaligen Reisegefährten und die junge Brut schon eingetroffen ist.

Dieses Krebsheer thut auf seiner Reise unsäglichen Schaden. Wo sie hinkommen, freffen sie alles beym Erdboden weg, und die Einwohner verlieren in Gärten und Feldern fast alle ihre Pflanzen. Dafür halten sie sich aber auch an dem Fleische dieser Wanderer schadlos. Tausende werden ausgefangen und geessen.

Ihr Fleisch soll unter allem Krebsfleische am delikatesten schmecken, wenn man eine gelinde Bitterkeit nicht achtet. Es ist weiß und mürbe, aber nicht sehr nahrhaft, auch schädlich, wenn die Krebse giftige Pflanzen gefressen haben. Gemästet halten die Einwohner diese Krebse für eine unvergleichliche Leckeren.

Der Bernhardskrebs oder Soldat.

(*Cancer Bernhardus.*)

Man gab diesem Krebse den Namen Bernhard, weil er gleich dem ehemaligen Heiligen dieses Namens einsam in seiner Zelle wohnt. Andere nannten ihn den Soldaten, weil sie zwischen seiner beweglichen und dennoch nicht eigenthümlichen Wohnung und zwischen dem Schilderhäuschen eines Soldaten auf der Wache Aehnlichkeit fanden. Sein Hauptunterscheidungszeichen ist die verschiedne Größe seiner Scheeren. Beyde sind herzförmig und mit Dornen besetzt; die rechte ist viel größer. Man hat ihn oft mit dem Diogeneskrebs, einem ähnlichen Schneckenhausbewohner und Einsiedler, verwechselt, dessen Scheeren aber nur haarig und übrigens glatt sind, und bey dem die linke die größere ist. Beyde gehören zu den sogenannten Kahlschwänzen, d. i. zu denen, welche keine Schale auf dem Schwanze haben. Demnach ist sein Hintertheil nur mit einer feinen Haut bedeckt, welche sehr leicht verletzt werden würde, wenn ihm die Natur, die nirgends stiefmütterlich an ihren Kindern handelt, nicht ein anderes Mittel sich zu bedecken, angewiesen hätte. Sie gab dem Krebse den Trieb, sich ein leeres Schneckenhaus am Ufer des Meeres zu suchen, und darin seine Tage zu verleben. Der Bernhardskrebs scheint jede für ihn passende Schneckenmuschel zu